

WORTGESCHICHTEN IN WEIHNACHTSLIEDERN

Die Arbeit an einem Artikel des am IDS entstehenden Deutschen Fremdwörterbuchs (DFWB) nimmt ihren Ausgang in der Gegenwart und zeichnet die Bedeutungsgeschichte des entlehnten Wortes entwicklungsbezogen nach. Als historisches Bedeutungs- und Belegwörterbuch dokumentiert das DFWB korpus- und textgestützt, d. h. getragen von authentischen Kontextbelegen, den Prozess der fortschreitenden Integration der Fremdwörter und beschreibt ihren semantischen Wandel seit dem jeweiligen Entlehnungszeitpunkt.

Bei der Darstellung der Wort- und Bedeutungsgeschichten stützen wir uns auf eine breite Material- und Quellenbasis. Den Grundstock bilden die Belege, die Hans Schulz und Otto Basler gemeinsam mit zahlreichen Fachkollegen bereits für die Erstauflage zusammengetragen haben (Schulz 1913, S. IX). Diese Sammlung, die sich heute auf insgesamt über zwei Millionen Belegzettel beläuft, umfasst den gesamten hochdeutschen Zeitraum vom Althochdeutschen bis in die Gegenwart und ein breit gefächertes Textsortenspektrum. Diese gedruckten Erstquellen bilden bis heute den Grundstock für die Wörterbucharbeit. Hinzu treten digitalisierte und online verfügbare Texte, seien sie im IDS angesiedelt oder im weltweiten Netz.

Zu den Erstquellen tritt eine große Menge an Zweitquellen hinzu. Die wichtigste Gruppe unter den Zweit-

quellen bilden die zahlreichen Fremdwörterbücher. Dazu kommen die bedeutenden allgemeinsprachigen Wörterbücher sowie, unter historisch-diachroner Perspektive, etymologische Wörterbücher. Daneben werden auch die großen Enzyklopädien in ihren teils recht zahlreichen Auflagen berücksichtigt.

Das Vorgehen bei der Beschreibung historischer Bedeutungen von Fremdwörtern unterscheidet sich nicht prinzipiell von den Methoden, die bei der Beschreibung historischer Bedeutungen von einheimischen Wörtern zur Anwendung kommen: die Analyse von Quellen und Parallelstellen etwa oder die Konsultation der verschiedensten Zweitquellen. Und so werden im Folgenden Wörter und Texte ins Blickfeld rücken, die eine ganz andere Geschichte haben als die meisten der Fremdwörter, mit denen sich die Redaktion des Deutschen Fremdwörterbuchs tagtäglich beschäftigt.

Vertrautheit und Textverständnis

In alten Texten gibt es viele Wörter, die wir heute entweder gar nicht mehr verstehen oder nicht mehr so, wie sie einst von ihren Verfassern gemeint waren bzw. von deren Zeitgenossen verstanden wurden. Der Sprachwandel ist dafür verantwortlich, dass in Texten, die zwischen etwa 1750 und 1900 entstanden sind, auf einer durchschnittlichen Buchseite ca. fünf bis zehn Wörter stehen, die ihre Bedeutung, merklich oder unmerklich, verändert haben (vgl. Brückner/Knoop 2003, S. 74f.). Diese Menge an differrenten Wörtern macht zwar das Er-

fassen des Inhalts noch nicht gänzlich unmöglich, sie ist aber groß genug, ein genaues Textverständnis zu gefährden. Daher ist es wichtig, sich dieser Differenzen bewusst zu sein, gerade bei Wörtern, deren Bedeutung sich nur wenig, und daher vielleicht unmerklich, verändert hat, sowie bei Texten, die uns besonders nahe und vertraut sind. Die Nähe, die wir zu solchen Texten verspüren, kann zeitlich oder sprachlich, sie kann aber auch dadurch bedingt sein, dass sie uns besonders gut bekannt sind oder uns emotional sehr berühren.

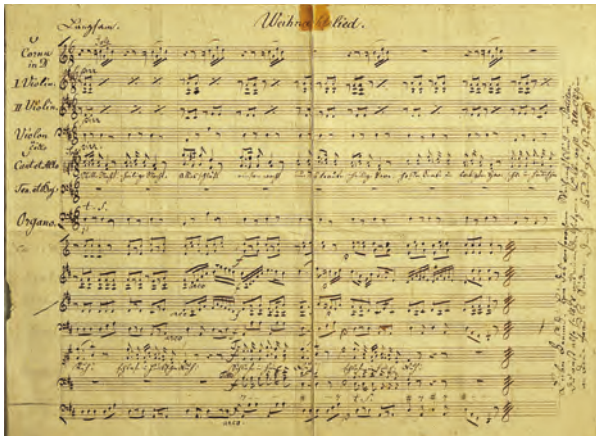
Weihnachtslieder sind ein gutes Beispiel dafür, wie vertraut uns auch historische Texte sein können – und wie uns gerade diese Vertrautheit den Blick auf das eigentlich Gemeinte verstellen kann. Textstellen wie „Wie uns die Alten sungen,/Aus Jesse kam die Art“ oder „Aus Gottes ewgem Rat hat sie ein Kind geboren“ (Speyerer Gesangbuch 1599) mögen uns vertraut sein, aber wer fragt schon, wer eigentlich dieser Jesse ist, was *Art* hier bedeutet, oder wie Maria aus einem Rat ein Kind gebären konnte?

OFT SIND ES GERADE DIE SEHR VERTRAUTEN TEXTE, DIE UNS BEI NÄHEREM HINSEHEN BESONDERS FREMD SIND

Viele unserer Kirchenlieder stammen noch aus dem 16., 17. oder 18. Jahrhundert, und es ist selbstverständlich, dass ihr Wortinventar ebenso altert wie die Texte selbst. Aber auch ihre Autoren können,

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Dieser Aufsatz ist eine überarbeitete Fassung des öffentlichen Vortrags im IDS-Sprachforum vom 27.11.2014.



Gruber-Autograph V (um 1845), eine von acht derzeit bekannten eigenhändigen Niederschriften der Autoren.

z. B. durch die Verwendung alter Wörter und Bedeutungen, ihren Texten eine archaisierende Patina verleihen (v. a. Krisch 1994, allgemein: Leitner 1978). Im Folgenden soll es darum gehen, zu zeigen, wie man die historische Wortforschung dazu nutzen kann, Diskrepanzen zwischen einst Gemeintem und heute Verstandenem aufzuzeigen und Vertrautheit und Textverständnis wieder etwas in Deckung zu bringen. Dabei wird weniger das bedeutungsgeschichtliche Forschungsergebnis im Vordergrund stehen, als vielmehr der Versuch, das Missverhältnis von Vertrautheit und Verständnis ins Blickfeld zu rücken und diesem Missverhältnis, soweit möglich, entgegenzuwirken. Der geeignetste Gegenstand ist daher sicherlich das angeblich bekannteste aller Weihnachtslieder, „Stille Nacht!“.

Die Entstehung des Liedes¹

1816 verfasste Joseph Mohr in Mariapfarr im Lungau den Text von „Stille Nacht!“ in Form eines Gedichts. Zwei Jahre später, 1818, komponierte Franz Xaver Gruber vor Weihnachten die Melodie im Schulhaus von Arnsdorf. Gruber übergab noch am 24. Dezember 1818 dem musikkundigen Mohr seine Komposition. Da diesem das Lied gefiel, erfuhr „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ am Weihnachtsabend in der St.-Nikolaus-Kirche in

Oberndorf bei Salzburg im Rahmen der Christmette seine Welturaufführung durch die beiden Urheber. Diese Kirche gibt es heute nicht mehr. An ihrer Stelle steht heute die „Stille Nacht!“-Gedächtniskapelle.

Franz Xaver Gruber beschrieb am 30. Dezember 1854 in seiner „Authentischen Veranlassung“ die Entstehungsgeschichte des Weihnachtsliedes „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ folgendermaßen:

Es war am 24. Dezember des Jahres 1818, als der damalige Hilfspriester Herr Josef Mohr bei der neu errichteten Pfarre St. Nicola in Oberndorf dem Organistendienst vertretenden Franz Gruber (damals zugleich auch Schullehrer in Arnsdorf) ein Gedicht überreichte, mit dem Ansuchen eine hierauf passende Melodie für 2 Solostimmen sammt Chor und für eine Gitarre-Begleitung schreiben zu wollen.²

Mohr sang Tenor und übernahm die Begleitung mit der Gitarre, Gruber sang Bass. Das Lied fand bei der Oberndorfer Bevölkerung, wie Gruber schreibt, „allgemeinen Beifall“.³

Wir erfahren in der „Authentischen Veranlassung“ nichts über die Motive, die zur Entstehung des Liedes führten. Eine Vermutung lautet, dass das alte Positiv der Kirchenor-

gel nicht beispielbar gewesen sei und Mohr und Gruber deshalb ein Lied mit Gitarrenbegleitung schufen. Um die Uraufführung von „Stille Nacht!“ ranken sich viele Legenden und romantische Geschichten, die die Entstehungsgeschichte mit anekdotischen Einzelheiten ausschmücken, keine davon kann aber belegt werden.

„Stille Nacht!“- Fassungen aus der Hand der Autoren

Dem Folgenden soll die Textfassung zugrunde gelegt werden, die durch das sogenannte Gruber-Autograph VII, eine undatierte Fassung, die vermutlich um 1860 entstanden ist, dokumentiert ist. Sie trägt den Titel: „Kirchenlied/ auf die/ heilige Christnacht.“ und befindet sich heute im Salzburg Museum. Der Rückbezug auf das Autograph ist aus verschiedenen Gründen wichtig, da in vielen heute abgedruckten Fassungen der Text derart entstellt ist, dass er passagenweise kaum noch verstanden werden kann.⁴

1. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Alles schläft; einsam wacht
Nur das traute heilige Paar.
Holder Knab im lockigten Haar,
Schlafe in himmlischer Ruh!
Schlafe in himmlischer Ruh!

2. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Gottes Sohn! O wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
Da schlägt uns die rettende Stund'.
Jesus in deiner Geburt!
Jesus in deiner Geburt!

3. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Die der Welt Heil gebracht,
Aus des Himmels goldenen Höhn
Uns der Gnaden Fülle läßt sehn
Jesus in Menschengestalt,
Jesus in Menschengestalt.

4. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Wo sich heut alle Macht
Väterlicher Liebe ergoß
Und als Bruder huldvoll umschloß
Jesus die Völker der Welt,
Jesus die Völker der Welt.

5. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Lange schon uns bedacht,
Als der Herr vom Grimme befreit,
In der Väter urgrauer Zeit
Aller Welt Schonung verhiess,
Aller Welt Schonung verhiess.

6. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Hirten erst kundgemacht
Durch der Engel Alleluja,
Tönt es laut bei Ferne und Nah:
Jesus der Retter ist da!
Jesus der Retter ist da!

In einer linguistischen Publikation zu „Stille Nacht“ heißt es, „zwei der Wörter“ zeigten „noch alte Wortbedeutungen“ (Krisch 1994, S. 83). Dies ist stark untertrieben: Wohlwollend geschätzt sind es über zwanzig. Von diesen können im Folgenden nur einige wenige betrachtet werden, einige der theologisch interessantesten Ausdrücke müssen dabei vernachlässigt werden, da sie einer ausführlicheren und theologisch reflektierten Darstellung bedürfen.

1. *einsam*

„Einsam wacht/ Nur das traute heilige Paar“: Ein schlichtes Bild, ganz im Sinne der Romantik, wie es sich ähnlich auch etwa auf Gemälden der Zeit findet. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm schlägt gleich zu Beginn des Artikels *einsam* eine Bedeutung vor, die sehr gut zu der Stimmung schlichter Innigkeit passt, die vom Text aufgerufen wird. Eucharius Eyerling, ein Autor des 16. Jahrhunderts, wird zitiert mit den Versen: „wenn sich nachbarn vertragen fein/ und mit einander einsam sein.“ (DWB Bd. III, Sp. 263).

Einsam bedeutet hier etwa ‚einig, einträchtig‘. Das Suffix *-sam* geht auf ein altes selbständiges Wort zurück, das die Bedeutung ‚von gleicher Beschaffenheit‘ trug (vgl. engl. *same*, s. Kluge 2011, S. 785). Damit würde die Zeile „einsam wacht/

Nur das traute heilige Paar.“ bedeuten: ‚Das Paar wacht gemeinsam, einträchtig, wie eins‘. Aber diese Bedeutung ist zu Mohrs Zeiten bereits veraltet, zudem steht das Wort in einer Konstellation, die eine ganz andere Bedeutung nahelegt: „Alles schläft“ vs. „einsam wacht“. Da *schläft* und *wacht* ganz offensichtlich in einem Gegensatz zueinander stehen, lässt sich vermuten, dass das auch für *Alles* und *einsam* gilt: Alles schläft – einsam wacht nur das traute heilige Paar: zu zweit allein.

Das Wort *einsam* hat um 1800 noch nicht unsere heutige stark psychologisierte Bedeutung: Einsamkeit ist kein soziales Phänomen mit psychischen Auswirkungen, die in verschiedenen Krankheitsbildern resultieren können, *einsam* ist konkreter zu verstehen: Johann Christoph Adelung erläutert in seinem Grammatisch-kritisches Wörterbuch aus der Zeit um 1800: „allein, von Dingen seiner Art entfernt“ (vgl. hierzu und zum Folgenden Adelung Bd. I, Sp. 1733), gibt also eine sehr einfache und konkrete Bedeutung an. Das Wort hat zudem ein etwas breiteres Bedeutungsspektrum: Es kann auch bedeuten: ‚der menschlichen Gesellschaft beraubt sein‘, ein einsamer Ort kann demnach ebenso gut ein Ort sein, an dem einer alleine wohnt, wie ein Ort, an dem niemand wohnt.

Neu ist um 1800, vor allem in der Literatur, die Verwendung des Wortes für die Abwesenheit eines Geräusches der menschlichen Gesellschaft. Sucht man in der Literatur der Zeit nach Parallelstellen, dann finden sich Formulierungen wie: „einsame Nächte“, „die einsame Stunde der Mitternacht“ oder „ein einsames stilles Vergnügen“, Momente der Stille, in denen das menschliche Treiben nicht zu hören ist (vgl. Adelung, a. a. O.). Im Textzusammenhang ist diese Lesart überzeugender als ‚einig, einträchtig‘, immerhin finden die geschilderten Ereignisse in einer „stillen Nacht“ statt, in der „alles schläft“.

Die Einsamkeit, die hier gemeint ist, ist also nicht, wie heute, negativ besetzt, sie ist allenfalls vor dem Hintergrund der vergeblichen Herbergssuche gewertet; hier geht es nur um die Abwesenheit menschlicher Gesellschaft und ihrer Geräuschkulisse – ein Bedeutungszusammenhang, der sich allerdings erst entfaltet, wenn man die Worte *Stille Nacht* und *alles schläft* in die Betrachtung mit einbezieht. Dem damals wie heute polysemen Wort allein ist dies nicht anzusehen.



2. wachen

Wachen hat einen gemeingermanischen Vorläufer und ist darüber hinaus verwandt mit lat. *vegetus*, ‚lebhaft, munter‘, *vigor*, ‚Kraft‘, *vigil*, ‚wach, munter‘, und *vigilia*, ‚Wache‘ (vgl. Kluge 2011, S. 965, Pfeifer 1993, S. 1527f.). Die alte Bedeutung war also: ‚lebendig, lebenskräftig sein‘, später erst eingeschränkt auf ‚nicht schlafen‘. Es geht demnach nicht um ein Wache-Halten im Sinne von ‚bewachen‘ oder ‚Wache stehen‘. Diese Feststellung mag trivial erscheinen, es lässt sich aber zeigen, dass *wacht* tatsächlich in diesem Sinne verstanden wird. In einer neueren Publikation zu „Stille Nacht“ heißt es: „Die Eltern des neugeborenen Kindes [...] halten inmitten einer schlafenden Umgebung [...] Wache“ (Herbst 2002, S. 35).

Ein probates Mittel ist es, sich in der Literatur der Zeit nach Parallelstellen umzusehen:

Ich träumte, wie um Mitternacht
Mein Falscher mir erschien.
Fast schwür’ ich, daß ich hell gewacht,
So hell erblickt’ ich ihn. (G. A. Bürger 1773, in: Bürger 1782, S. 79.)

Es wird klar, dass nur ‚wach sein‘ gemeint sein kann. Das Wort *wachen* wird heute nicht mehr in dieser Bedeutung verwendet, diesen Zustand würde man eher *wach sein* nennen. Die heutige Bedeutung ‚auf etwas aufpassen‘ entstammt dem 16. Jahrhundert, entstanden vielleicht durch eine Bedeutungsübertragung aus Komposita wie *Krankenwache*, *Totenwache* (DWB, Bd. XXVII, Sp. 44). Im Lied ist sicher

nicht das Bewachen gemeint. Maria und Joseph sind also schlicht wach, im Gegensatz zu allen anderen, von denen es ja heißt: „alles schläft“.

Doch *wachen* hatte im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert noch weitere Bedeutungen: Adelung schreibt, es heiße auch: „ununterbrochene Sorge für etwas tragen.“, also ‚umsorgen, beschützen‘, und er gibt folgende Verwendungsbeispiele: „Für das Beste des Landes, für seine Ehre wachen“ und „Die über alles wachende Vorsehung“ (Adelung, Bd. IV, Sp. 1320). Im Text von „Stille Nacht“ ist vermutlich eine Kombination von beidem gemeint: dauerndes Wachbleiben einerseits, aber mit einer Schutzaufgabe andererseits: ‚ununterbrochene Sorge für das Christuskind tragen‘.

3. traut

Ahd./mhd. *trût* bedeutete ‚lieb‘, ‚geliebt‘ (Lexer, Bd. II, Sp. 1550, vgl. Pfeifer 1993, S. 1453). Dieser Sinn verblasste nach und nach. Schon im 16. Jahrhundert wurde das Wort nur noch formelhaft in der Anrede gebraucht: „miin truten moder, miin truten kind“ (Dähnert 1781, S. 496). Im 17. Jahrhundert wurde es, so das DWB, „durch die schäferliche poesie etwas aufgefrischt“ (Bd. XXI, Sp. 1548), wird aber außerhalb der Poesie immer seltener, wie wir aus Wörterbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts wissen: Adelung sagt um 1800, es sei veraltet (Bd. IV, Sp. 657). Gleichzeitig erfährt es aber eine erneute Wieder-

belebung in der Lyrik des „Göttinger Hains“, von wo aus es in die klassische und romantische Dichtung gelangt. *Traut* ist also über lange Zeit ein ausgesprochenes Lyrikwort.

Im Neuhochdeutschen bedeutet es ‚lieb‘, ‚geliebt‘, ‚vertraut‘, ‚anheimelnd‘ (vgl. Duden-GWB 1999, Bd. IX, Sp. 3955). Das Wort hat mit *Trauung* nichts zu tun; es wird aber von liebenden Personen gebraucht: von Liebenden untereinander, zum Mann wie zur Frau: „Traut Liebchen! ich rufe dir zu“ (Uhland 1815, S. 52), „Trautester! Hast du mich lieb“ (Voß 1796, S. 252), aber auch zu anderen Familienmitgliedern, wie zum Vater, zum Sohn, zur Tochter etc. Dann auch von Dritten, über Liebende: „Freut Euch, trautes Paar“ (Dach 1936, S. 180). Selbst von Gegenständen, mit denen man einen persönlichen oder emotionalen Wert verbindet, kann das Wort gebraucht werden. Ein wichtiger Bereich sind religiöse Personen und Gegenstände: „O Herr Jesu, mein trautes Gut“ oder „Hab Dank, du trauter Gottessohn“ sind typische Verwendungen, und natürlich darf auch das „traute süße Jesulein“ nicht fehlen (Schottel 1663, zit. nach DWB, Bd. XXI Sp. 1552). Das Wort gehört damit wie z. B. auch *selig* zu denjenigen Adjektiven, die sowohl im religiösen Bereich als auch im thematischen Bereich der Liebe Verwendung finden – vermittelt v. a. durch literarische Strömungen mit religiösem Hintergrund bzw. Nährboden wie z. B. die Empfind-

samkeit. Zwei der Quellen für den Mohr'schen Wortgebrauch sind also die Literatur, besonders die Lyrik seiner Zeit, und der reiche Vorrat an Archaismen, den diese Texte bieten (vgl. dazu Meier 2003, S. 3f. sowie Krisch 1994).

Thomas Krisch hat vor einigen Jahren vorgeschlagen, hier die mittelalterliche Bedeutung ‚zum Gefolge gehörig‘ anzusetzen (Krisch 1994, S. 83-87). Es stimmt zwar, dass das Wort im Mittelalter auch diese Bedeutung hatte, Maria und Joseph wurden sogar bisweilen als Gefolgsleute des Herrn bezeichnet, aber Adelung kennt, wie Krisch selbst sagt, diese Bedeutung nur noch als „ehedem gebräuchlich“ und schreibt unmissverständlich: „In dieser Bedeutung wird es jetzt nicht mehr gebraucht“ (Adelung, Bd. IV, Sp. 657). Es ist daher wahrscheinlich, dass Mohr dieser Wortgebrauch nicht mehr bekannt war.⁵

4. hold

Hold ist ein Wort, das heute wohl nur noch archaisierend oder scherzhaft verwendet werden kann. Man charakterisiert damit äußerliche Reize schöner Frauen, auf Männer ist es ohne ironische Note wohl gar nicht mehr zu beziehen (vgl. Duden-GWB, Bd. IV, Sp. 1853, dort mehrfach als „iron.“ markiert). Bei Gottfried August Bürger heißt es:

O was in tausend Liebespracht
die Holde, die ich meine, lacht!
(Bürger's Gedichte, Bd. I, 1789, S. 214)⁶

Das Wort veraltet, und das trägt zu dem ohnehin bereits existierenden Missverstehen bei. Schon Bürger meint eigentlich nicht *schön*, wenn er von seiner Holden spricht. Für ihn bedeutet das Wort so etwas wie ‚freundlich‘, ‚lieblich‘, ‚anmutig‘ und zwar bezogen auf die Erscheinung oder die Empfindung derselben (vgl. Adelung Bd. II, Sp. 1262). Diese Bedeutung ist im 17. Jahrhundert noch nicht nachzuweisen, besonders in der Literatur des 18. Jahrhunderts aber sehr häufig, vor allem wiederum in der Lyrik.⁷

DER HOLDE KNABE IST WENIGER SCHÖN ALS VIEL- MEHR DEN MENSCHEN GENEIGT

Das Kind in der Krippe wird also weder als schön noch als lieblich oder anmutig bezeichnet. Dennoch finden wir auch dieses Wortverständnis in der neueren Forschung zu „Stille Nacht“, wenn es heißt, das „Elternpaar“ – schon bei diesem Wort müsste man angesichts einer Jungfrauengeburt hellhörig werden – werde zum Zentrum der Verehrung des „hübsch aussehenden Kindes“ (vgl. Herbst 2002, S. 35 und 37, Meier 2003, S. 3f.). Die äußerliche Schönheit ist sicher die letzte seiner Eigenschaften, die an Weihnachten von Interesse wäre.

Um diese Stelle zu verstehen, muss man die Geschichte und die Etymologie des Wortes betrachten (vgl. hierzu und zum Folgenden Kluge 2011, S. 422 und S. 388). So kann man jemandem *hold* sein (vgl. die Wendung *das Glück ist ihr/ihm hold*). Das zugehörige Substantiv lautet dann *Huld*. Beide Wörter wiederum hängen mit *Halde* zusammen (vgl. z. B. Kluge 2011, S. 422, Pfeifer 1993, S. 551).

Im alemannischen Dialekt bezeichnet man mit *Halde* einen Abhang, eine geneigte Fläche (vgl. hierzu Ochs u. a.: Badisches Wörterbuch, Bd. II, 1974, S. 538). Schon im Mittelalter wird die Wortfamilie im übertragenen Sinne gebraucht: Menschen sind einander geneigt bzw. einander zugeneigt. Damit war ein soziales und rechtlich relevantes Gefälle gemeint: Als *Huld* wurde die Abhängigkeit bzw. Treueverpflichtung des Lehnsmanne zum Lehnsherrn oder die feierliche Bekräftigung derselben bezeichnet (vgl. Pfeifer 1993, S. 560 und DWB, Bd. X, Sp. 1887). Noch bei Martin Luther ist die Rede von „den ienigen, so mit leib und gut unter Ihrem [des Kaisers und der Fürsten] schutz leben sollen und mit eiden und hulden verbunden sind“ (Luthers Werke, Bd. XXX, 3. Abt. 1909, S. 131). Ein *Holde* ist damit einer, der zu einem Herrn in einem Untertanenverhältnis steht. Der Aus-

druck *Grundholde* war im Österreich des frühen 19. Jahrhunderts noch üblich. Man bezeichnete damit einen Untertan, der, wie Adelung schreibt, „dem Grunde und Boden anklebet“, d. h., der ohne Willen des Grundherren dessen Gut nicht verlassen kann; eine Art der Leibeigenschaft (vgl. Adelung Bd. II, Sp. 1263).

Da das mittelalterliche Lehenssystem auch auf das Verhältnis der Menschheit zu ihrem *Herrn* übertragen wurde – eine Vorstellung, die sich bisweilen noch im 18. und 19. Jahrhundert findet,⁸ wundert es



Der holde Jesusknabe

nicht, wenn auch diesem gegenüber Huld an den Tag gelegt werden musste. Aber schon früh verallgemeinerte sich die Bedeutung, so dass Huld nun auch vom Herrn gegenüber seinen Untertanen gezeigt wurde (vgl. hierzu auch Krisch 1994, S. 87). Man ist einander also wechselseitig gewogen, geneigt bzw. zugeneigt, oder, wie Adelung es formuliert, geneigt, „des andern Glück gern zu sehen“ (Adelung, Bd. II, Sp. 1262).

Der Jesusknabe ist demnach nicht schön, er ist vielmehr den Menschen geneigt, indem er hold ist, bezeigt er Huld. In der vierten Strophe wird das noch deutlicher, wenn es im Bild der Gleichstellung von Mensch und Menschgewordenem heißt: „Und als Bruder huldvoll umschloß Jesus die Völker der Welt“. Und auch Bürger verwendet *hold* noch im Sinne von *geneigt*, *gewogen*:

Friz! Friz! bey den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind!“
(Bürger, 1782, S. 218)

5. Die fünfte Strophe

Die fünfte Strophe wartet mit einem komplexen Satzgefüge auf: „Stille Nacht! Heilige Nacht! Lange schon uns bedacht, als der Herr vom Grimme befreit, in der Väter urgrauer Zeit aller Welt Schonung verhiëß.“

5.1 *bedacht*

Bedenken meint hier nicht, wie heute, ‚erwägen‘ oder ‚überlegen‘. Wir verwenden aber noch das Partizip *bedacht* in einer Bedeutung, die der ähnlich ist, die hier anzusetzen ist: Wenn wir jemanden mit einem Blick oder einem Lächeln bedenken, dann lassen wir der Person Blick oder Lächeln zukommen. Zu Mohrs Zeiten ist die Bedeutung aber etwas konkreter: Wenn einem etwas bedacht ist, dann ist ihm etwas bestimmt oder zudedacht, er soll mit etwas beschenkt werden (DWB, Bd. I, Sp. 1223). Im Satzzusammenhang ist also gemeint: Die Nacht der Geburt Christi war uns schon lange zudedacht oder vorbestimmt.

Wieder zeigt sich, wie Mohr Wörter archaisierend einsetzt. Denn das Wort ist um 1816 in dieser Ausprägung seiner Bedeutung bereits veraltet.⁹ Selbst in der Lyrik ist sie selten geworden. Es findet sich aber eine ähnliche Stelle aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, allerdings ohne die zeitliche Komponente. In Robert Reinicks Gedicht „Sonntags am Rhein“ heißt es:

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht. (Auerbach,
Lieder von Reinick, 1863, S. 9)



5.2 Grimm

Mit dem Wort *Grimm* bezeichnete man zu der Zeit von Mohr und Gruber einen besonders hohen Grad des Zorns und nicht, wie heute, den unterdrückten Zorn (vgl. Pfeifer 1993, S. 477). Wie heftig dieser sein konnte, zeigt der Artikel aus Adelungs Wörterbuch, wo es heißt:

Der Grimm, [...] eigentlich derjenige hohe Grad des Zornes, der sich durch ungewöhnliche Geberden, durch eine widrige Verstellung der Gesichtszüge, besonders durch Zusammenbeißung der Zähne, offenbart. [...] In weiterer Bedeutung wurde es ehemals sehr häufig für einen jeden hohen Grad des Zornes und Unwillens, ja für Zorn und Unwille überhaupt gebraucht; daher es in der Deutschen Bibel auch so oft von Gott vorkommt. (Adelung, Bd. II, Sp. 804)

Mohr entnahm das Wort also wahrscheinlich der Bibel. Der heute in den aktualisierten Bibeltextrn gebräuchliche Ausdruck ist *Zorn* (die Wendung *der Zorn Gottes* ist sprichwörtlich) – wohl weil *Grimm* seine Bedeutung inzwischen verändert hat.

5.3 der Väter urgraue Zeit

Ur- ist die Bezeichnung des Ersten, anfänglich Vorhandenen, Ursprünglichen, Unabgeleiteten, Originalen und Unverfälschten: Man sagt *Uranfang*, *Urnacht*, *Urwelt*. Dies wird meist zeitlich verstanden. Manchmal aber wird *ur-* auch schlicht in der Steigerung verwendet, zur Bezeichnung eines hohen Grades wie in *urkomisch*, ‚sehr komisch‘ oder *urgemütlich*, ‚sehr gemütlich‘ (vgl. DWB, Bd. XXIV, Sp. 2357f.).

Im „Stille Nacht!“-Text geht es offensichtlich um eine lang zurückliegende Zeit. Damit eröffnet sich die Frage, warum die Vorzeit eigentlich grau ist:

Grau geht zurück auf einen indogermanischen Vorgänger der ‚glänzend, strahlend‘ bedeutete (vgl. hierzu und zum Folgenden Pfeifer 1993, S. 471f.), das ist der Grund, warum bei uns der Morgen graut.¹⁰ Seit dem Mittelalter werden mit dem Wort verschiedene Grade der Mischung von Schwarz und Weiß bezeichnet. Eine Übertragung auf das Menschenalter bietet sich dabei schon früh an, wohl aufgrund der grauen Haarfarbe älterer Menschen. Dann findet eine erneute Übertragung statt, in abstrakte zeitliche Verhältnisse (vgl. zum Folgenden DWB, Bd. VIII, Sp. 2071f.). Dabei bleibt das Wort aber zunächst nicht auf vergangene Zeiten beschränkt, es gibt, vornehmlich in der Barocklyrik, auch eine graue

Zukunft. Im DWB ist die Bedeutung ‚in ferner Zukunft liegend‘ verzeichnet, belegt unter anderem durch die Stelle: „würde nicht der Hunnen Ruhm bis in graue Zeiten schimmern?“ (Schönaich 1757, S. 7) Gängiger ist bis heute aber die Wendung in die Vergangenheit.

Wir kennen bis heute den bereits erwähnten Ausdruck *graue Vorzeit*. Diese Zeit wird von unterschiedlicher Seite aber jeweils unterschiedlich bewertet: In der Aufklärung ist sie oft mit dem Nebensinn des Finsteren, Barbarischen und Unaufgeklärten belegt, die Dichtergenies und Romantiker dagegen verbinden mit diesem Ausdruck die Vorstellung des Naiven, Glücklichen und Unverdorbenen. In christlichem Zusammenhang ist die vorchristliche Zeit gemeint (DWB, Bd. VIII Sp. 2094).

Urgrau findet sich nur vereinzelt. So heißt es in den Märchen Ludwig Bechsteins:

In diesem verwünschten Schlosse war es, wie schon diese Bezeichnung ausdrückt, gar nicht geheuer; es ging darin um, und es spukte in ihm der Geist eines alten Riesen, der vor urgrauen Zeiten darin gehaust und schlimme Taten genug verübt hatte. (Bechstein 1971, S. 510)

Mit *urgrau* ist also eine längst vergangene Zeit gemeint. Um den gemeinten Zeitpunkt genauer bestimmen zu können, bedarf es noch eines besseren Verständnisses der im Text angesprochenen Geschehnisse.

5.4 *verhieÙ*

Verheissen meint hier in etwa dasselbe wie *bedenken*, nämlich ‚versprechen‘. Transitives *heissen* bedeutet unter anderem ‚beim Namen nennen‘, ‚bezeichnen‘, mittelhochdeutsch dann ‚mittels Gelöbnis versprechen‘, also ‚schwören‘ (vgl. hierzu und zum Folgenden DWB, Bd. XXV, Sp. 554 sowie Kluge 2011, S. 407 und 953). Verschiedene Zusammensetzungen mit *heissen* übernehmen diese Bedeutung, bei *verheissen* bleibt sie erhalten (Kluge 2011, S. 953, DWB Bd. XXV, Sp. 554). Um 1800 konnten Dinge von Gott, aber auch von der Natur, ihren Erscheinungen (wenn z. B. bei Hölderlin der Nordost den Schiffen eine gute Fahrt verheißt, vgl. Schmidt 1999, S. 360-362) und natürlich von Mädchenblicken verheissen werden.¹¹ Heute wird das Wort nur noch abstrakt (*das verheißt nichts Gutes*) oder im Zusammenhang mit Gott gebraucht, vielleicht wegen seines altertümlichen Klangs. In diesem Zusammenhang bedeutet es dann nicht einfach ‚versprechen‘, wie die meisten Wörterbücher behaupten (vgl. z. B. Wahrig 2000, S. 1330, differenzierter Duden-GWB, Bd. IX, Sp. 3955), sondern ‚etwas Gutes versprechen, in Aussicht stellen‘.

Worauf bezieht sich nun die Zeitanzeige „in der Väter urgrauer Zeit“? Der Zorn bzw. Grimm Gottes spielt in der Bibel, und besonders im Alten Testament, immer wieder eine Rolle: bei der Vertreibung aus dem Paradies, bei der babylonischen Sprachverwirrung, in Sodom und Gomorrha und auch bei der großen Sintflut. Damals reute es Gott, „auf der Erde den Menschen gemacht zu haben, und es tat seinem Herzen weh. Der Herr sagte: Ich will den Menschen, den ich erschaffen habe, vom Erdboden vertilgen, mit ihm auch das Vieh, die Kriechtiere und die Vögel des Himmels, denn es reut mich, sie gemacht zu haben.“ (Gen 6, 6-7). Wie wir wissen, ließ Gott es daraufhin vierzig Tage und vierzig Nächte lang regnen. Nur der sechshundertjährige Noah überlebte mit seiner Familie und einer Art lebendigem Genpool in seiner Arche. Schließlich errichtete Noah nach seiner glücklichen Rettung einen Altar und brachte dem Herrn ein Brandopfer dar:

Der Herr roch den beruhigenden Duft und der Herr sprach bei sich: Ich will die Erde wegen des Menschen nicht noch einmal verfluchen; denn das Trachten des Menschen ist böse von Jugend an. Ich will künftig nicht mehr alles Lebendige vernichten, wie ich es getan habe. (Gen 8, 21)

Das ist die im „Stille Nacht!“-Text gemeinte Schonung, die der Herr verheißt. Und Gott schließt über Noah einen Bund mit allen lebenden Wesen auf der Welt (vgl. Gen 6-9).

Nun wissen wir ganz genau, was es mit der recht vagen Zeitanzeige *in der Väter urgrauer Zeit* auf sich hat. Bleibt die Frage, warum Noah und die Sintflut in einem Weihnachtslied vorkommen.

NOAH ERSCHEINT ALS ERLÖSERFIGUR, WIRD ZUR PRÄFIGURATION CHRISTI

Die Typologie ist eine Tradition der Bibelauslegung, die eine Person oder ein Geschehen aus dem Alten Testament mit einer Person oder einem Ereignis aus dem Neuen Testament in Bezug setzt. Ziel ist es dabei, das Neue Testament als die Erfüllung der Verheißungen des Alten Testaments zu interpretieren: Das, was im Alten Testament angekündigt wird, vollendet sich im Neuen Testament.¹² Auf diese Weise konnte man anhand der typologischen Querverbindungen zeigen, dass Christus wahrhaftig derjenige war, den die Propheten vorhergesehen hatten. So gelesen ist das Alte Testament voller Vorzeichen, die in Richtung Christus gedeutet werden können.

In der christlichen Typologie wurde Noah zur Präfiguration Christi, da er wie dieser zur Umkehr mahnt und im Kontext der Flutkatastrophe als Erlöserfigur erscheint. Auch die Flut selbst, die Arche und die Taube werden typologisch ausgelegt: Wie Noah über die Fluten triumphiert, so besiegt Jesus den Tod durch das Wasser der Taufe. Die Arche wird ekklesiologisch gedeutet: So wie nur innerhalb der Arche Erlösung möglich ist, so ist auch nur innerhalb der Kirche Heil möglich – ein Thema, das heute wieder höchst aktuell ist. Die von Noah gesandte Taube präfiguriert schließlich den Heiligen Geist über dem Taufwasser (vgl. 1.Petr. 3,18-22).

Fazit

Es zeigt sich, wie viel Wort- und Sprachgeschichte und, bei Weihnachtsliedern nicht ganz überraschend, wie viel Theologie in diesen uns vermeintlich so vertrauten Texten steckt: Um den Text für uns heutige Leser zu aktualisieren, mussten wir über die germanistisch-linguistische Wortforschung hinaus die christliche Typologie bemühen. Damit zeigt sich einerseits, wie wir als Wörterbuchmacher über das sprachwissenschaftliche Werkzeug hinaus auch kulturelles und historisches Wissen aktivieren müssen, um eine alte Wortbedeutung ausleuchten zu können. Und es zeigt sich andererseits, wie fruchtbar es sein kann, sich historisch bedingter Wortbedeutungsdifferenzen bewusst zu sein, auch und gerade bei Wörtern, deren Bedeutung sich nur wenig und un-

merklich verändert hat. Denn es sind oft gerade die besonders vertraut klingenden Texte, die uns bei näherem Hinsehen besonders fremd sind.



Martin Johann Schmidt: Heilige Familie am Sakramentsaltar (1775)

Anmerkungen

- ¹ Das Folgende stützt sich auf: <www.stillnacht.at/de/liedentstehung.asp>, aufgerufen am 9. 10. 2014.
- ² Zit. nach <www.stillnacht.at/de/liedentstehung.asp>, aufgerufen am 9.10.2014.
- ³ Ein altes Wort, das hier ‚Zustimmung‘ bedeutet, nicht etwa ‚Applaus‘.
- ⁴ In der dritten Strophe z. B. führt die moderne Kommasetzung zu unzusammenhängenden Satzbruchstücken: „Heilige Nacht! Die der Welt Heil gebracht, Aus des Himmels goldenen Höhn, Uns der Gnaden Fülle lässt sehn, Jesum in Menschengestalt!“.
- ⁵ Die Verbindung einiger Wörter in „Stille Nacht“ zur mittelalterlichen Lehnsterminologie (z. B. auch bei „hold“, „Herr“) wird zwar im Folgenden immer wieder aufgezeigt werden, sie liegt aber wohl eher allgemein in der Geschichte des religiösen Wortschatzes begründet und nicht in Mohrs idiolektaler Kompetenz. Eine Interpretation dieser Stelle, die auf die Beschreibung Marias und Josephs als Lehnsleute ihres Sohnes hinausläuft, scheint zu weit hergeholt.
- ⁶ In einer älteren Fassung lauten die Verse jedoch: „O was in tausend Liebespracht/ Das Mädcl, das ich meine, lacht!“. Vgl. Bürger, Gottfried August: Gedichte. Petersburg 1782, S. 200.
- ⁷ Ähnlich wie bei „traut“ hängt dies vermutlich damit zusammen, dass „hold“ einsilbig ist, Lyriker wählen aus metrischen Gründen in Situationen, wo ihnen die Wahl bleibt, häufig einsilbige Wörter. Es zeigt sich erneut, dass Mohr auf Wortgebrauchstraditionen der zeitgenössischen Lyrik zurückgreift.

- ⁸ „Im höchsten und vorzüglichsten Verstande bezeichnet dieses Wort in der deutschen Bibel und biblischen Schreibart, Gott, den höchsten Oberherren“, Krünitz, Bd. XXIII, 1783, S. 74. Vgl. auch Adelung, Bd. II, Sp. 1131 sowie DWB, Bd. X, Sp. 1733ff.
- ⁹ Vgl. Adelung, Bd. I, Sp. 779, s. v. *bedenken*, wo diese Bedeutung unter (4) nur noch anklingt.
- ¹⁰ A. a. O.: „Ähnlich wie „blau“ [...] entwickelt sich auch „grau“ aus einer Ausgangsbedeutung ‚glänzend, strahlend, hell‘.“
- ¹¹ Einige Belege z. B. im DWB, Bd. XXV, Sp. 558.
- ¹² Vgl. Augustinus, Quaestiones 2,73: „Novum Testamentum in Vetere latet, et in Novo Vetus patet.“ – ‚Das Neue Testament ist im Alten verborgen, und im Neuen ist das Alte offenbar.‘

Literatur

Wörterbücher und Nachschlagewerke

- Adelung, Johann Christoph (1793ff.): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig.
- Dähnert, Johann Carl (1781): Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart. Stralsund.
- Duden-GWB (1999): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim.

DWB = Grimm (1854ff.): Grimm, Jacob/ Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Nachdruck der Erstausgabe. München 1984.

Kluge, Friedrich (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin / Boston.

Krünitz, Johann Georg (1773ff.): Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt-Haus- und Landwirthschaft. Berlin.

Lexer, Matthias (1872ff.): Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1872-1878 mit einer Einleitung von Kurt Gärtner. Stuttgart 1992.

Ochs, Ernst u. a. (1925ff.): Badisches Wörterbuch. Lahr.

Pfeifer, Wolfgang (1993): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 2. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Wolfgang Pfeifer. Berlin.

Wahrig, Gerhard (2000): Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Neu hg. von Renate Wahrig-Burfeind. 7., vollständig neu bearbeitete und aktualisierte Auflage auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Gütersloh.

Quellen

- Auerbach, Berthold (Hg.) (1863): Lieder von Robert Reinick. Berlin.
- Augustinus: Questionum in Heptateuchum libri septem. S. Aurelii Augustini Opera Omnia. Editio latina. PL 34. <www.augustinus.it/latino/questioni_ettateuco/index2.htm> aufgerufen am 9.10.2014.
- Bechstein, Ludwig (1971): Neues deutsches Märchenbuch. In: Bechstein, Ludwig: Sämtliche Märchen. Mit Anmerkungen und einem Nachwort von Walter Scherf. München, S. 465-699.
- Bürger, Gottfried August: Bürgers Gedichte in zwei Teilen. Teil I: Gedichte 1789. Hg. von Ernst Cosentius, 2. Auflage. Berlin / Leipzig / Wien / Stuttgart 1914, S. 64.
- Dach, Simon (1936): Weltliche Lieder. Hochzeitsgedichte. (= Dach, Simon: Gedichte. Hg. v. W. Ziesemer. Bd. I). Halle.
- Luther, Martin (1909): Vom Kriege wider die Türcken. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. XXX, 3. Abteilung. Weimar.
- Reinhard, Karl (Hg.) (1796): Gottfried August Bürger's Gedichte. Bd. I. Göttingen.
- Schmidt, Jochen (Hg.) (1999): Friedrich Hölderlin. Sämtliche Gedichte und Hyperion. Frankfurt am Main.
- Schönaich, Christoph Otto v. (1757): Heinrich der Vogler; oder: die gedämpften Hunnen. Berlin.
- Speyerer Gesangbuch (1599): Alte Catholische Geistliche Kirchengeseng auff die fürnemste Feste. [...] auß Bevelch deß Hochwürdigten Fürsten und Herrn, Herrn Eberharten Bischoven zu Speir uund Probstzen zu Weisenburg [...] in diese Ordnung gestellt. Nachdruck der Erstausgabe Cölln 1599. Speyer 2003.
- Uhland, Ludwig (1815): Gedichte. Stuttgart / Tübingen.
- Voß, Johann Heinrich (1796): Gedichte. Erster Band. Frankfurt / Leipzig

Forschungsliteratur

- Brückner, Dominik / Ulrich Knoop (2003): Das Klassikerwörterbuch. In: ZGL 31/2003, S. 62-86.
- Herbst, Wolfgang (2002): Das „traute hochheilige Paar“ und der „holde Knabe im lockigen Haar“. In: ders.: Stille Nacht! Heilige Nacht! Die Erfolgsgeschichte eines Weihnachtsliedes. Zürich / Mainz, S. 35-41.
- Krisch, Thomas (1994): Sprachwissenschaftliche Überlegungen zum Stille-Nacht-Lied. In: Hochradner, Thomas (Hg.): 175 Jahre „Stille Nacht! Heilige Nacht!“. Symposiumsbericht. Salzburg (= Veröffentlichungen zur Salzburger Musikgeschichte. Hg. vom Institut für Musikwissenschaft der Universität Salzburg Bd. 5), S. 81-100.
- Leitner, Ingrid (1978): Sprachliche Archaisierung. Historisch-typologische Untersuchung zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1 Deutsche Literatur und Germanistik 246). Frankfurt am Main.
- Meier, Bernhard (2003): Annotationen zu „Stille Nacht! Heilige Nacht!“. In: Blätter der Stille Nacht Gesellschaft 41/2003, S. 3f.
- Schulz, Hans (1913): Deutsches Fremdwörterbuch. Erster Band, A-K. Vorwort. Straßburg.

Bildnachweise

- Seite 2: Stille-Nacht-Archiv, Hallein
- Seite 6: Gabi Eder / pixelio.de
- Seite 7: Lilo Kapp / pixelio.de
- Seite 9: Verlag St. Peter, Salzburg/
Foto R. Weidl